

Klaus-Dieter K. Kottnik

Präsident des Diakonischen Werkes der EKD

Zwang verwandelt Wohltat in ein Übel

Eingangsreferat zum Sozialpolitischen Kongress am 04.06.08 in Berlin

„Die Kirche ... lebt Diakonie, sie ist barmherzig zu Alten und Kranken, kümmert sich um Kinder und Jugendliche, sorgt sich um Arme und Zukurzgekommene. Dass sie es so selbstverständlich tut, geht auf das leidenschaftliche Wirken Johann Hinrich Wicherns zurück.“¹ So ist es in einer pünktlich zum Wichernjahr erschienenen Kurzbiographie zu lesen.

Und in diesem Sinn Wicherns 200. Geburtstag zu feiern, liegt ganz auf der Linie einer Kirche, die mit der Erinnerung an wichtige Personen aus ihrer Geschichte auf ihr Gewicht in der Öffentlichkeit aufmerksam machen will. Das ist wichtig, ohne Frage, doch unser Vorhaben war noch etwas ambitionierter: Wir wollten nicht nur Traditionspflege betreiben, sondern fragen: Wie kann uns das Werk Johann Hinrich Wicherns noch heute befruchten, uns möglicherweise alte und doch wieder ganz neue Wege zeigen.

Zum Auftakt des Wichernjahres am 01. Februar 2008 suchten wir uns einen besonderen Platz aus, *den* sozialen Brennpunkt Berlins in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts: die sogenannte „Rosenthaler Vorstadt“. Bettine von Arnim, die große Dichterin der Romantik, lässt die katastrophalen Verhältnisse in ihrem 1843 erschienenen Werk „Dieses Buch gehört dem König“ beschreiben. Die Elisabethkirche, der Ort an dem der Empfang stattfand, ist von den theologischen und architektonischen Ideen Friedrich-Wilhelm IV geprägt, Vorstellungen, die er zunächst als Kronprinz, dann als preußischer König entwickelt hat. Ihr Architekt war schließlich Friedrich Schinkel. Er hatte sie einer urchristlichen, antiken Basilika nachempfunden und sie ursprünglich mit dem Pfarrhaus *und* einem Diakonenhaus

¹ Uwe Birnstein, Der Erzieher, wie Johann Hinrich Wichern Kinder und Kirche retten wollte, Berlin 2007, S. 7.

umrahmt. Das Ideal des urchristlichen Teilens, der Gleichberechtigung von Wort und sozialem Engagement fand hier ihren architektonischen Ausdruck – ein diakonisches Leuchtfeuer in einem sozialen Brennpunkt.

Und damit wären wir schon bei Johann Hinrich Wichern. Um diese Zeit herum macht Wichern ähnliche „Brennpunkt-Erfahrungen“ in Hamburg, später wird er zu den Beratern Friedrich Wilhelm IV gehören..

Das Bild der Kirche im Kiez oder im Quartier, die sich schon im Gebäude niederschlagende Doppelkompetenz von Wortkompetenz und Handlungskompetenz möchte ich durch drei Blöcken deklinieren. Denn für Wichern geht es eigentlich immer um die Dreierlei: um Wahrnehmen, um Glauben, um Handeln.

1.) Armut wahrnehmen

Auf Grund des damaligen Theologenüberschusses bot sich dem jungen Kandidaten Johann Hinrich Wichern nach dem 1. theologischen Examen keine Pfarrstelle. Er stand auf Platz 30 der Warteliste.

Doch – und das ist für seinen weiteren Lebensweg richtungsweisend – gab ihm der Hamburger Pastor Johann Wilhelm Rautenberg die Stelle eines Oberlehrers an der von ihm gegründeten Sonntagsschule im Hamburger Armenviertel St. Georg. Die Vorbilder für diese Einrichtung lagen in England, hier hatten Kinder, die während der Woche arbeiten mussten, die Möglichkeit, Bildung nachzuholen. Wichern kam in seinem Leben das erste Mal wirklich mit der sozialen Frage in Kontakt. Zur Konzeption der Sonntagsschule gehörten Hausbesuche bei den Familien der Kinder. Was Wichern dort erlebte, erschütterte ihn. Und was Wichern darüber schreibt, liest sich ganz genau wie die Schilderungen aus der Rosenthaler Vorstadt in Bettine von Arnims Buch.

Kirche im Kiez geht nicht, wenn man sich auf Armut nicht einlässt, sie übersieht. Sicher unterscheiden sich die sozialen Brennpunkte von heute und damals.

In der Bundesrepublik der Wirtschaftswunderjahre glaubte man Armut als überwundenes Problem. Man ging auch in konservativen Kreisen davon aus, dass sich die einzelnen Gesellschaftsschichten immer mehr aneinander angleichen würden – Helmut Schelski sprach von der „nivellierten Mittelstandsgesellschaft“.

Doch die regelmäßige Armutsberichterstattung seit der rot-grünen Koalition, insbesondere der jüngst erschienene *3.Armutsbericht* hat gezeigt: Es gibt eine mehr als deutliche Tendenz zu sozialer Ungleichheit in den letzten Jahren.

Über die offensichtliche Abkoppelung der Reichen, über enorme Managementgehälter ist in den letzten Monaten durch allen Medien hindurch berichtet worden. Sicher ist das skandalös. Aber das Anprangern dieser als skandalös empfundenen Gegensätze zwischen arm und reich trifft noch nicht das eigentliche Problem.

Die sogenannten Neidkampagnen, gegen die sich vor allem die Reichen verwahren, gaukeln manchmal so ein bisschen vor als ob der Unterschied darin bestände, dass die einen es sich leisten könnten, Kaviarhäppchen auf den Malediven zu essen, während die anderen sich mit Pellkartoffeln in Berlin begnügen müssten – was vielleicht manchmal etwas eintönig, aber nicht lebensgefährlich ist. Dich das verharmlost das Problem. Denn das Hauptproblem von Armut ist der mit ihr einhergehende Ausschluss von Lebenschancen. Und hier sind wir auch, aber nicht in erster Linie einem moralischen Problem, sondern einem systemischen Problem auf der Spur.

Lassen Sie mich dazu etwas ausholen. Unsere moderne Gesellschaft zeichnet sich dadurch aus, dass sie ihre einzelnen Funktionen zunehmend differenziert. Um es etwas platt aber auch plakativ auszudrücken: Früher war Vater „Staat“, zur Zeit Wicherns sogar noch personalisiert - der König - für alle wesentlichen gesellschaftlichen Funktionen zuständig: Recht, Regierung, Wirtschaft, Religion. Heute führen diese einzelnen Bereiche ihre Funktionen immer autonomer aus. Das Gesundheitssystem für sich, das Rechtssystem für sich, das Bildungssystem für sich, das Religionssystem für sich usw. Menschen sind dabei in erster Linie auch nicht

mehr Mitglieder einer Schicht oder Klasse, sondern Individuen und als solche Teilnehmer an wechselnden Systemen.

Also: Ein Arbeiter war früher nicht nur Mitglied der Arbeiterschicht oder der Arbeiterklasse als Mitglied einer von Soziologen definierten Schicht oder Klasse. Sondern Arbeiter sein hieß auch Mitglied eines Milieus zu sein. Mit ähnlichen Freizeitvorstellungen, geteilten Werten, Hilfsstrukturen etc.. Heute lösen sich diese Milieus mehr und mehr auf. Und man ist mal Mitglied des Bildungssystems, etwa als Schüler, mal Mitglied des Finanzsystems, etwa als Kunde einer Bank, mal Mitglied des Gesundheitssystems, etwa als Patient. Aber mein Schülersein definiert nicht mehr die Frage, bei welcher Bank oder bei welcher Krankenkasse ich Kunde bin. Da gibt es die vielfältigsten Wahlmöglichkeiten. Auf der einen Seite bedeutet dies einen enormen Freiheitsgewinn. Ich kann heute – man muss sich den Gegensatz zu ein, zwei Generationen vor uns vorstellen – selber entscheiden, wen ich heiraten, ob ich überhaupt heiraten, was ich werden, mit wem ich befreundet sein, was ich in meiner Freizeit tun will. Es gilt für viele Menschen. Die Voraussetzung ist allerdings, dass ich in jedem der Systeme die Fähigkeit zur Teilnahme besitze.

Fällt diese Fähigkeit allerdings in einem der Systeme aus, dann greifen ganz schnell die einzelnen eigentlich autonom agierenden Systeme wie Zahnräder ineinander: „Besonders deutlich ist das beim Bildungssystem zu beobachten: Ohne Schulabschluss ist es fast unmöglich, an der Gesellschaft konstruktiv zu partizipieren, eine Ausbildung zu machen, einen Arbeitsplatz zu bekommen, ein eigenes Leben aufzubauen, eine Familie zu gründen. Vor allem das Erziehungssystem und das Wirtschaftssystem produzieren nach wie vor krasse Unterschiede der Lebenschancen. Im Wirtschaftssystem ist die Zahlungsfähigkeit entscheidende Teilnahmebedingung. Ist sie nicht mehr gegeben, zieht das enorme Weiterungen nicht nur für das Wirtschaftssystem, sondern auch für viele andere soziale Bereiche nach sich. So treibt die Schuldenfalle in eine hoffnungslose Spirale nach unten. Es ist wie beim Hauptmann von Köpenick: Wer Schulden hat, bekommt kein Girokonto und wer kein Girokonto hat, bekommt keine Wohnung und meist auch

keinen Arbeitsplatz.² - „Ein Defizit stärkt das andere, der Kreislauf der Benachteiligungen ist geschlossen, man kommt nicht hinaus.“³

Macht man sich die oft glänzenden Analysen Niklas Luhmanns zu eigen, stellt sich die Frage, ob man dabei auch seine eher pessimistische Zukunftsvorstellung ebenfalls teilt. So ging es in der Fernsehsendung „Das philosophische Quartett“ vor ein paar Wochen um das politische Phänomen der Linken, insbesondere der Partei „Die Linke“ und um ihre Zukunftsbilder. Die Zukunftsvorstellung der Linken zeichnete sich früher – egal ob man diese Vorstellung nun teilt oder nicht – immer durch etwas Visionäres aus. Die 68er Bewegung – auch sie feiert dieses Jahr Geburtstag – war in Westdeutschland klassisch links, sie war zukunftsverliebt, wollte die Welt neu erfinden. Das linke Projekt heute scheint allerdings ein völlig restauratives Projekt geworden zu sein. Man denkt an heile Welt von früher. Man muss sich gegen Zukunft eher wehren. Nostalgische Visionen anstelle echter Zukunftsbilder. Fortschritt, Rückschritt, Bewegung, Stillstand? Wie gehen wir als Christen damit um?

2.) Glauben

Das Bild von der Kirche in der Rosenthaler Vorstadt zeigt, dass die Loslösung des Evangeliums, von der Wahrnehmung dessen, was um uns herum vorgeht, nicht funktioniert. Aber eine Wahrnehmung, die beim Wahrnehmen stehen bleibt, die keine großes Ziel kennt, gibt keine Kraft und schaut nur trotzig nach hinten.

Wichern war der festen Überzeugung, dass das Evangeliums nicht nur hörbar, sondern vor allem auch sichtbar werden soll. Es gibt, glaube ich, nur wenige Personen in der Kirchengeschichte, die wie Wichern so fest davon überzeugt waren, dass das wirklich geht. Und die zugleich so sehr und ganz unspektakulär auf das Naheliegende konzentriert waren.

Es gab kaum eine Frage, zu der sich Wichern nicht geäußert hatte: Die Palette reicht von der Gesundheitspolitik über Erziehung, Stellungnahmen zur Prostitution, zum

² Isolde Karle, Die Diakonie und die Exklusionsprobleme in der modernen Gesellschaft, in: Theologie und Diakonie, hrsg. v. Michael Schibilsky und Renate Zitt, Veröffentlichungen der Wissenschaftlichen Gesellschaft für Theologie, Bd 25, Gütersloh 2004, 187 – 198, 190.

sozialen Wohnungsbau bis hin zu Auswandererfragen. Lesen wir das heute werden wir nicht überall zustimmen. Doch wertvolle Anregungen sind durchaus zu finden. Schlägt man allerdings die kirchengeschichtlichen Kompendien, mit deren Hilfe der Großteil der heutigen Pfarrer- und Pfarrerinnengeneration studiert hat, auf, so werden Wichern allenfalls ein paar Absätze zuerkannt, sein Wirken für die „Innere Mission“ freundlich gewürdigt, seinen Bemühungen um die soziale Frage des 19. Jahrhunderts freilich bescheinigt, „dass diese Ideen Wicherns keinen Erfolg hatten“⁴.

Was mich dem entgegen an Wichern bis heute fasziniert, ist, dass er nicht bei den abgezirkelten, immer richtigen Stellungnahmen stehengeblieben ist. Dass bei ihm das unbedingte Vertrauen spürbar war, dass Menschen auf das Evangeliums ansprechbar sind. Denn Vertrauen braucht man wohl, wenn man sich auf fremdes Terrain begibt. Wir sind eine Mittelstandskirche. Die Armen in dieser Gesellschaft sind für uns oft fremdes Gebiet. So macht die Denkschrift der EKD deutlich, dass ärmere Menschen in vielen christlichen Gemeinden wenig oder gar nicht sichtbar sind.⁵

Ganz ähnlich in die andere Richtung, die Welt der Reichen und Schönen ist ebenfalls nicht unsere Welt. In unserer Gesellschaft driften Welten auseinander. Wichern würde uns heute zumuten, hier Verbindungen zu suchen und herzustellen. Wichern war – und das hat man ihm oft vorgeworfen – kein Vertreter der Revolution. Er war der tiefen Überzeugung, dass Menschen einander ihre unterschiedlichen Lebenswelten im Gespräch, im Dialog verstehbar und veränderbar machen könnten. Weil er sie alle als einzigartige Geschöpfe begriff. Der königstreue, auf seinem Bild immer etwas – wie man in Hamburg sagen würde - „fünsch“ dreinblickende Wichern steht in der geschichtlichen Erinnerung für „autoritär“. Das Gegenteil war der Fall. Wicherns gesellschaftliche Vision stand für Entwicklung von unten, stand auf der Basis des Freiwilligkeitsprinzips und deshalb der Titel unsere4s sozialpolitischen Kongresses: „Zwang verwandelt Wohltat in ein Übel!“⁶ Wichern sagte diesen Satz in einem Artikel in den „Fliegenden Blättern“. In ihm wurde die Konzeption des Bürgerhofes beschrieben, es ging dort um städtischen Wohnungsbau mit ganz

³ Niklas Luhmann, Die Religion der Gesellschaft, Frankfurt/M. 2000, 304.

⁴ Kurt Dietrich Schmidt, Grundriss der Kirchengeschichte, Göttingen ⁷1979, S. 501; vgl. auch bei Bernd Möller, Geschichte des Christentum in Grundzügen, UTB-TB 905, 1979, S. 352.

⁵ Kirchenamt der EKD (Hrsg.), Gerechte Teilhabe. Befähigung zu Eigenverantwortung und Solidarität. Eine Denkschrift des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland zu Armut in Deutschland, Gütersloh 2006, 75.

unterschiedlichen sozialen Projekten: „Soziale Stadt“ würden wir heute sagen. „Zwang verwandelt Wohltat in ein Übel!“ Es geht nur mit anderen Menschen und nicht über sie hinweg.

3.) Handeln

Wichern heute zu feiern bedeutet deshalb ihn als einen Pionier der Zivilgesellschaft zu würdigen und zivilgesellschaftliche Ansätze weiter zu entwickeln.

In Deutschland gibt es – und das geht auch auf das Wirken Johann Hinrich Wicherns zurück – einen vielgestaltigen sogenannten „Dritten Sektor“. Dahinein gehören große Behinderteneinrichtung aber auch die kleine Arbeitsloseninitiative vor Ort. Das Besondere des dritten, nicht kommerziellen Sektors ist, dass er neben den direkt Betroffenen - als Patienten, Klienten oder beruflich Involvierten - unsere Gesellschaft über freiwilliges Engagement, über Vorstandsarbeit und Spendenbereitschaft in problematische Lebensbereiche mit einbezieht, tiefe Einblicke und Tätigwerden ermöglicht. Und das gilt es insbesondere in Europa zu pflegen.

Ich möchte von einem diakonischen Projekt einer Kirchengemeinde in Berlin erzählen: „Mütter für Mütter“. Christliche Mütter nahmen Kontakt zu muslimischen Müttern im gemeinsamen Quartier auf. Die muslimischen Frauen wurden geschult, wiederum zu anderen muslimischen Frauen zu gehen, um ihnen die Unterstützungssysteme unserer Gesellschaft zu erklären. Es ist so wichtig, dass es in unserer Gesellschaft eine Atmosphäre gibt, in der das Thema „Migration“ nicht zu allererst wieder Ängste vor etwaiger Überfremdung auslöst sondern in der gerade solche Initiativen angestoßen werden. Wir brauchen eine Politik, wir brauchen eine Kirche und wir brauchen eine Diakonie, die gemeinsam für so ein zivilgesellschaftliches Engagement gute Rahmenbedingungen, ein gutes gesellschaftliches Klima und Wertschätzung schaffen.

Diese Rahmenbedingungen möchte ich am Beispiel von Bildung konkretisieren:

⁶ Johann Hinrich Wichern, Der Bürgerhof in Beziehung auf die darin zu verwirklichenden sittlichen Zwecke (1848), Sämtliche Werke IV/1, Berlin 1958, 321 (in Anmerkung).

Wenn heute über schulische und berufliche Bildung nachgedacht wird, dann häufig im Rahmen der sogenannten Lissabon-Strategie der Europäischen Union. Ihr zufolge soll Europa zur größten wissensbasierten Ökonomie der Welt entwickelt werden: das Alleinstellungsmerkmal der europäischen Gesellschaft ist Wissen. Und deshalb muss dieses Wissen weiter und weiter ausgebaut werden. Vor diesem Hintergrund wird das Zurückdrängen der Zahlen von Schulabbrechern, von jungen Menschen, die sich nur sehr schlecht schriftlich ausdrücken können, die Zunahme von Fremdsprachenkompetenz zu einer primären politischen Herausforderung. In der Diakonie begrüßen wir, dass Bildung von Menschen so deutlich in den Fokus rückt. Doch geschieht das im Rahmen einer lediglich „materiellen“ Bildungsvorstellung, der zufolge man es für notwendig erachtet, dass Menschen über dieses oder jenes Wissen verfügen, der zufolge es notwendig sei, dass es bestimmte „Bildungsgüter“ gebe, die den Menschen zur Teilhabe an der europäischen Gesellschaft befähigen? Sind Bildungsgüter lediglich „marketable skills“ im Wettlauf um die Spitzenposition der Weltwirtschaft?

1. Die Diakonie begrüßt und unterstützt mit ihren Diensten und Einrichtungen den Ausbau **frühkindlicher Bildung** in Kindertageseinrichtungen und familiennahen Diensten. Diese Anstrengungen sind notwendig und richtig, daraus darf jedoch keine Konstruktion und **kein Zwang zu „neuen Normalbiographien“** entstehen; Denn die Investitionen in frühkindliche Bildung sind gut angelegt, weil sie dabei helfen, Menschen in ihrer *individuellen* Entwicklung zu unterstützen - unabhängig von ökonomischen Renditeberechnungen. Es ist unbestritten auch unter ökonomischen Aspekten sinnvoll, in Bildung zu investieren. Diese Beweggründe dürfen sich jedoch in der Erwartungshaltung an die Individuen nicht in einen Automatismus verkehren. Es wird auch weiterhin Kinder und Jugendliche geben, die trotz allgemeiner frühkindlicher Bildungsanstrengungen aufgrund ihrer individuellen Situation eine besondere - vielleicht aufwändigere - Unterstützung benötigen und nicht die allgemeinen impliziten und expliziten Bildungsziele erreichen. Dies darf nicht als „Fehlinvestition“ oder „individuelles Versagen“ betrachtet werden. Wir glauben daher, dass es wichtig ist, die Gemeinwohlorientierung der Tageseinrichtungen für Kinder zu erhalten, um *jedem* Kind, unabhängig von der Lebenssituation der Eltern, eine - wie es im Textentwurf des Kinderförderungsgesetzes heißt - „realistische Chance auf eine

optimale Förderung seiner individuellen und sozialen Entwicklung“ zu ermöglichen.

Der Ausbau von Bildungsangeboten darf nicht mit scheinbar allgemeingültigen Erwartungen an eine Normalbiographie zu Lasten des einzelnen Menschen verknüpft werden und der individuelle Wert von Bildung auf den Wert eines ökonomisches Allheilmittels verkürzt werden.

Dies gilt ebenso für Maßnahmen der Fort- und Weiterbildung im Kontext des lebenslangen Lernens. Auch hier kann „Zwang Wohltat in ein Übel“ verwandeln, wenn nicht an den gegebenen Potentialen und Ressourcen des Menschen angeknüpft wird.

2. Bildung ist ein Schlüssel zur gesellschaftlichen Teilhabe. Um diesen Satz wahr werden zu lassen, bedarf es jedoch der **Chancengerechtigkeit bezüglich der Zugangsmöglichkeiten zu Bildungsinstitutionen**. Es kann nicht sein, dass elterliches Einkommen und Bildungsniveau, Migrationshintergrund, körperliche oder psychische Beeinträchtigungen mehr oder weniger gesellschaftlich akzeptierte Hürden für den Zugang zur Bildung bleiben.

Ohne ausreichende Kita-Förderung weisen Kinder aus bildungsfernen Familien und Kinder mit Migrationshintergrund überproportional häufig Entwicklungsdefizite auf. Die Zahlen dazu sind eindeutig: So wird jedes zweite Kind vom Schulbesuch zurückgestellt, wenn die Eltern keinen formalen Bildungsabschluss haben. Haben die Eltern einen mittleren Bildungsabschluss, liegt die Wahrscheinlichkeit der Rückstellung immer noch bei knapp 30 Prozent. Stammen die Kinder aus einem Akademikerhaushalt, trifft es nur acht Prozent. Völlig anders verhält es sich, wenn Kinder aus bildungsfernen Haushalten und Migrantenfamilien bereits mit drei Jahren den Kindergarten besucht haben. Die Wahrscheinlichkeit einer Rückstellung vom Schulbesuch sinkt dann von 50 auf 13 Prozent.

Um Bildungsgerechtigkeit zu erreichen bedarf es *infrastruktureller* Bildungsinvestitionen. Die bereits bestehende Thüringer Praxis des Erziehungsgeldes zeigt, welche kontraproduktiven Folgen ein im Kinderförderungsgesetz geplantes Betreuungsgeld haben könnte. Während überall die Inanspruchnahmequote bei der Kindertagesbetreuung von unter Dreijährigen stieg, sank sie in Thüringen. Hier wird deutlich, dass die finanzielle

Entlastung von Familien nicht gleichbedeutend mit der Schaffung von Chancengerechtigkeit für Kinder ist.

3. Bildung darf nicht auf den Erwerb von sogenanntem Verfügungswissen reduziert werden, sonst trägt sie für individuelle und gesellschaftliche Belange nur wenig aus. Nur in der Kombination von **Verfügungs- und Orientierungswissen** kann Leben gelingen. Die evangelische Kirche und ihre Diakonie hat immer wieder darauf hingewiesen, dass Persönlichkeitsbildung in all ihren Facetten wichtiger Bestandteil von allen Bildungsprozessen sein muss: als Anregung der kognitiven, sozialen, emotionalen und ästhetischen Kräfte und als aktive Aneignung der Welt. In diesem Sinne ist Bildung der „Zusammenhang von Lernen, Wissen, Können, Wertbewusstsein, Haltungen (Einstellungen) und Handlungsfähigkeit im Horizont sinnstiftender Deutungen des Lebens.“ (EKD-Denkschrift Maß des Menschlichen).

Wir werden uns heute in der Tradition Wicherns mit den Themen Armut und Bildung in zwei Blöcken beschäftigen. Dem gesellschaftsverbindenden Ansatz Wicherns entsprechend werden wir das immer aus unterschiedlichen Perspektiven tun. Wir möchten wahrnehmen, gerade auch die Komplexität. Wir wollen aber nicht dabei stehen bleiben und uns von der Kompliziertheit erschlagen lassen. Sondern glauben, dass wir in Gottes Namen gute Wege finden werden, lasst uns glauben und Handeln, von ermutigenden Beispielen erfahren. Ich wünsche uns einen fruchtbaren Tag!